

Zeitschrift: St. Galler Jahresmappe
Band: 33 (1930)

Artikel: Nur sieben Töne
Autor: Mareus, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NUR SIEBEN TÖNE.

Legende von Otto Marcus.

Wenn es in den himmlischen Gefilden Abend wird, so naht sich der Wiese, von der die Pfade in die Ewigkeit ausgehen, umgeben von einer Scharsingender Mädchen, Euterpe, die Muse der Tonkunst. Sie steigt die Stufen hinan und öffnet den hohen Silberschrein unter den beiden Linden. Aufglänzen darin sieben klingende Edelsteine, herrlicher denn alle Blumen der Flur. Der erste ein Rubin, der fünfte ein Diamant, der vierte ein Türkis; die andern schillernd in allen Farben des Regenbogens. Euterpe röhrt mit zartem Finger an ein Glöcklein und während ihre Begleiterinnen das dreimal Heilig anstimmen, kommen alle jene herbei, welche dereinst auf Erden schöner Töne voll gewesen waren, und denen sie Luft und Brot bedeutet hatten. Und ein feierlich Singen hebt an, das in die Weiten dringt wie zu inbrünstigem Gebet zwingende Orgelklänge.

Schon lange verwunderte sich der Böse, was der Lärm auf der Wiese zu bedeuten habe. Er kam mit seiner Rotte geschlichen und lugte durch den Zaun. Was man dort tat, konnte er zwar nicht begreifen, aber er erkannte einen Schrein mit sieben Edelsteinen. Erklärend sagte einer der Schwarzen: „Das sind ihre sieben Töne, und was sie damit machen, das nennen sie Musik.“ Da brachen alle in ein ungeheueres Gefächter aus. Nur sieben Töne haben sie! Da lohnte es sich auch, ein Aufheben davon zu machen. Der Gesang tönte weiter, offen blieb der Schrein, da ergrimme der Böse und er dachte nach, wie man es anfangen könnte, da zu stören und dem ihn anwidernden Geräusch ein Ende zu machen. Er rief jenen Teufel herbei, der zur Strafe für seine eigene Herzenskühe hatte ungeliebt über die Erde wallen müssen. Darob war er zu Gift und Galle geworden, und wo er merkte, dass etwas Zärtliches erblüht war, fädelte er es ein, dass der Knabe sein Mädchen verliess und Mann und Frau sich von einander abwandten. Dieser, in Gestalt einer Jungfer mit schmalen Lippen und einer Nase so lang und spitzig wie ein Eiszapfen, hatte sogleich begriffen und, die schiefen Auglein züchtig niederschlagend, begann er durch den Zaun zu blasen.

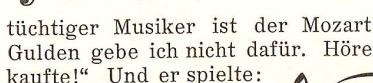
Euterpe schauerte es; ihr wurde bange, so dass sie mit mütterlichen Händen den Schrein schützend umfing. Ein Wink von oben hatte die Teufel verscheucht, aber bei Euterpes erschrockener Bewegung war ein Abglanz der sieben klingenden Edelsteine als Sternschnuppen gefallen; nun schweben sie über der Erde, vielen sichtbar, und seither bemühen sich die Menschen, die begnadet wurden, ihrer bewusst zu werden, sie zusammenzusetzen. Manchen von diesen haben es die sieben Töne so angetan, dass sie ihr ganzes Leben mit solchen Versuchen zubringen. Und wenn einer glaubt, es sei ihm gelungen, so schreibt er's auf, damit es gesungen oder gespielt werde.

Vor vielen Jahren lebte in einer grossen Stadt ein Mann mit Namen Wolfgang Amadeus Mozart. Der sass eines Morgens am Schreibtisch und arbeitete an einem Quartett, das er neulich in Gedanken gesetzt hatte. Darin war er so vertieft, dass Konstanze ihn sanft am Zopfe schütteln musste, bis er endlich merkte, dass sie ein dringendes Anliegen an ihn hatte: „Was gibt's?“, fragte er, nicht aufblickend. „Kochen möcht ich.“ „So tu's doch!“ „Wir haben kein Geld mehr...“ Mozart legte die Feder hin. Ach ja, die gnädige Komtesse hatte gestern ganz vergessen, ihm das Honorar für die Lektionen auszuzahlen! „Da werden wir halt was verkaufen müssen.“ Er suchte aus dem Notenberg auf dem Spinett ein Heft heraus – Sonatine in C-Dur stand darauf – und steckte es ein. Schon war er die Treppen hinunter und auf dem Wege zum Laden des bekannten Musikverlegers, um bei ihm sein Glück zu versuchen. Dort begleitete man gerade mit vielen Bücklingen einen stolzen Maestro hinaus. Der kannte den Mozart wohl, aber er tat, als sähe er ihn nicht. „Was wollen's denn?“, fragte ihn schliesslich einer der Gehilfen, nachdem sie ihn eine ganze Weile hatten stehen lassen. „Dem Herrn von Artaria diese Sonatine offerieren.“ „Na, zeigen's mal her.“

In seinem Arbeitsraume besah sich der Mächtige das Stück. „Ach, der Mozart! Schöne Sachen hört man von dem. Als neulich seine Oper beinahe durchgefallen war, sagte die Majestät missbilligend zu ihm: Gewaltig viele Noten. Was hat der Leichtfuss sich zu antworten erkühnt? Genau so viele Noten, als nötig ist. Der wird's weit bringen.“ Er setzte sich ans Cembalo und spielte die beiden Anfangstakte.



„Da hat man's. Wieder zu viele Noten. Viel wert ist das nicht. Na, man kann ja nicht wissen. Ein tüchtiger Musiker ist der Mozart ja, aber mehr als zehn Gulden gebe ich nicht dafür. Hören Sie nur, was ich soeben kaufte!“ Und er spielte:



„Das heisst man spirto! Von Clementi, dem gottbegnadeten Meister. Zwar hat's mich eine Tabatiere voll Dukaten gekostet, aber das zahlt sich aus; die ganze Welt wird das spielen. A propos! Hat dieser Mozart wahrhaftig dem Clementi ein Thema gestohlen und in der Ouverture zur Zauberflöte als seins ausgegeben. Der Salieri hat gelacht! So machen's die, wann ihnen nix einfällt.“

Sich dem Mozart zu zeigen, unterliess er; denn er dachte dem könnte es zu Ohren gekommen sein, dass er dessen Variationen hatte abschreiben, drucken, verlegen und verkaufen lassen, ohne ihn zu fragen, geschweige denn ihm auch nur einen Kreutzer dafür gegeben zu haben. Der Gehilfe ging in den Laden zurück, schob dem unruhig auf- und abgehenden Mozart zehn Gulden hin, und sagte frech: „Da! Der Herr von Artaria hält zwar nicht viel davon, wo er doch soeben eine grossartige Sonatine vom Clementi erworben hat. Aber, man kann ja nicht wissen.“ „Ach“, sagte Mozart geringschätzig, „der Clementi!“, strich das Geld ein und ging. Da blieb der Gehilfe perplex stehen, fuhr sich über die Stirn und sprach: „Als dann hat er den Grössenwahn.“

Die beiden Stücke erschienen, und wie der Händler vorausgesehen hatte, so kam es auch. Die Sonatine von Clementi wurde rasch bekannt, und ging ab wie warme Semmeln; jeder verstand sie gleich und fand sie herzig. Erst nach vielen Jahren erkannte man, wer von den beiden der gottbegnadete Meister und wer der tüchtige Musiker gewesen war, und seither gilt Mozarts C-Dur-Sonatine als ein geistreiches, gemütvolles und gräziöses Stück, das nicht altet, und bei dem man nicht anders kann, als sich freuen. Aber die andere hielt sich auch, und wer zu Mozarts Meisterwerk gelangen wollte, der musste, so glaubte man lange, erst das glatte, aber nichtssagende Machwerk verdaut haben. Lange blieb das so, bis eines Abends eine Mutter an ein Bettchen trat und sagte: „Kind, du hast ja noch nicht gebetet.“ Da faltete ein Kleines die Hände und sprach: „Lieber Gott, mache Du, dass nie, nie mehr jemand die entsetzliche Sonatine von Clementi spielen muss!“

Seither beginnt sie zu verschwinden; aber es geht langsam, denn dergleichen ist zäher wie Schusterpech. Als eines Tages ein sehr gelehrter Mann einmal die beiden Stücke miteinander verglich, bemerkte er, dass die Anfangsnoten die gleichen waren. Und er rief: „Da sehe man es deutlich, nicht auf die Töne komme es an, sondern wer sie zusammensetze, und wie man sie zusammensetze“, für welche Weisheit er hochberühmt wurde und den Professortitel bekam. Und viel später noch war ein Geschlecht herangewachsen, das mit den sieben Tönen garnichts mehr anzufangen wusste, soviel sie sie auch verbogen und an ihnen herumkneteten. Sie setzten sie immer falsch zusammen, ja, sie schreckten nicht davor zurück, sie zu beschmutzen. Was nun entstand, war keine Musik mehr, sondern ein übles Geräusch, und es tönte, als kratze jemand, wüst dazu grunzend, mit einem Reibeisen an einer verrosteten Giesskanne. Da verschwand der Abglanz der sieben klingenden Edelsteine von der Erde, niemand hat sie mehr gesehen. Sie waren in den Silberschrein auf der himmlischen Wiese zurückgekehrt. Und wie Euterpe neulich abends wieder das Glöcklein rührte, dachte sie, ein feines Lächeln um den edlen Mund: Nur sieben Töne!